

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Sittich.

Von Ludwig Bauer.

Im Vorraum ertönt heftig eine aufgeregte Stimme, sie zerrt mich gewaltsam wie mit starken Händen aus meinem Halbschlummer. Ich habe die Empfindung, daß sich irgend etwas Ungeheures und Entscheidendes ereignet haben muß. So grob spricht nur das Schicksal, sagte ich mir, während ich bebend in die Kleider stürzte. Ich eile hinaus und sehe gerade die prachtvoll-gebiederische Gestalt eines mir unbekannten Mannes, der auf ein Fenster unseres Wohnzimmers deutet. Mein Gott, ein Feldherr kann nach einer gewonnenen Schlacht auch nicht heroischer sich gebenden! Unwillkürlich suche ich den Marschallstab in seinen erhobenen Fingern: alles in seiner Haltung ist ja ein Pothos, das Bewußtsein einer großen entscheidenden Aktion. Die Grobheit der majestätisch ausgestreckten Hand läßt in mir die Vorstellung entstehen, er wäre aus Bronze. Aber nein, Bronze spricht nicht, er aber ruft mir zu: „So sehen Sie doch!“ Vorsichtig gucke ich auf die Straße und erschrecke: eine Menschenmenge wimmelt unten, ihre Hände deuten alle hinauf, gerade auf meine Wohnung. Ich erwarte eine Rauchsäule, lodernde Flammen, überlege rasch im Geiste, was ich zuerst retten soll, und beschleße, meine Manuskripte verbrennen zu lassen. Schließlich ist mir dann der Zufall eben zuvorgekommen. . . . Aber nirgends ist Feuer, und nun, vor einer unbekannten Gefahr, beginne ich ängstlich zu werden. Ich beuge mich hinaus und höre gerade, wie eine dicke Frau, mit ihrem Einkaufskorb wie mit einem Spazierstock auf michweisend, ausruft: „Dort ist das Vieh!“ . . . Ich bin tödlich beleidigt und verlasse entrüstet das Fenster. Wie ich mich umdrehe, ist der Fremdling aus meiner Wohnung verschwunden. Alles wird immer rätselhafter. Unten wächst das Volk an, schon kann die Trambahn nicht mehr weiter fahren, Radfahrer springen ab und stürzen herauf, und ich bemerke besonders viele Beute in der Ansammlung, die Pakete tragen und es eilig zu haben scheinen. Aber jenes geheimnisvolle Ereignis hält sie unten fest.

Vorsichtig gucke ich durch die Vorhänge nach dem Wunder aus, mein Blick sucht überall — und plötzlich entdecke ich auf dem Fenstersims ein fremdartiges, bewegungsloses, grünes Etwas. Das betrachte ich genauer, und zu meinem Staunen erkenne ich es als einen jener kleinen Papageie, die man in den Volieren der Tiergärten und den Auslagen der Tierhändler häufig sieht. Ein Sittich, glaube ich. Er sieht sehr betrübt da oben, hat die Augen fast geschlossen und scheint von den Hunderten hier der einzige, der seine Ruhe bewahrt hat. Die Frau, die mich vorhin beleidigt hat, ist ungeheuer aufgeregt: sie entwirft Flankenangriffe, Umgehungen, entwidelt strategische Talente, andere widersprechen ihr, es ist ein kleiner, aber leidenschaftlicher Kriegsrat, der sich auf der Straße entwickelt. Unten werden die Kriegspläne erörtert und verworfen, wie der Vogel einzufangen wäre — zurück in den Käfig, dem er entflohen; er aber tut, als ginge ihn das alles gar nichts an. Es ehrt mich, daß er gerade zu mir das Vertrauen hat, ich würde seiner Freiheit nicht nachstellen. Freilich, es ist eine tödliche Freiheit. Der arme Südländvogel ist wohl wärmere Luft gewohnt, und ich fürchte, er wird dies sonderbare Schicksal, das ihn einst aus seiner lüppigen Tropenfreiheit riß, um sie ihm erst hier wiederzugeben, nicht ertragen. Wenn man in Urwäldern herumfliegt und dann plötzlich statt Schlingpflanzen die Drähte der Straßenbahnen und Telegraphen vor sich hat! Vielleicht sehnt er sich auch nach dem Genossen, oder, was erheblich mehr dem Schöpfungsplan entspricht, nach der Genossin. Diese kleinen Papageien leben ja immer bloß paarweise, sterben zusammen, wie sie zusammen lebten. Bei ihnen gibt es niemals unglückliche Ehen, Haß, Eifersucht. Die „Unzertrennlichen“ heißen sie. Und jener arme Vogel ist so allein; niemand auf der Welt kann einsamer sein. Unter den vielen Millionen Kreaturen, die jetzt auf dieser Erde einsam sind, leiden, zugrunde gehen, ist keiner verlassen, hoffnungsloser der Uebermacht und dem bösen Schicksal preisgegeben als er, als jenes kleine bunte Gebilde aus Federn, unter denen ein Herzchen gitternd pocht. Alles ist ihm feind-

lich, die Luft, die Stadt, die fremde Erde, selbst die vielen Menschen, die ihn zu bedauern glauben und doch nur auf seine Knechtschaft sinnen. Weil sie den Glanz seiner Federn als Ergötzung ihrer Augen begehren, hat man ihn aufgelauret, ihn aus dem Licht, der strahlenden Wärme seiner Heimat herausgerissen, ihn hierher gebracht, in den Winter. Er hat rebelliert, hatte Erfolg und hocht nun betrübt auf dem Sims. So steht das Glück aus, das er im Kerker sich ersehnte. . . .

Jemand klopft mir auf die Schulter: „Wir werden ihn gleich haben!“ Es ist wieder einer aus der Menge da unten, ein besonders Tatkräftiger! Er freut sich sehr dieses Begebnisses, seine graue Existenz scheint überschimmert von dem grünen Gefieder des Sittichs, von dem Außerordentlichen, an dem er nun einen Teil hat. Der Mann hat etwas Suggestives, seinen Augenblick kommt mir der Gedanke, daß dies doch eigentlich meine Wohnung ist, er rückt Tische fort, rächt Vorhänge herunter, steigt auf Sessel und versichert dabei immer gutmütig lächelnd: „So ein armes Tierchen! Wir werden es gleich haben!“ . . . Und gleich darauf: „Geben Sie nur acht darauf!“ Da versichert jemand neben mir, man müsse es doch dem früheren Eigentümer zurückstellen, es werde gewiß schon vermist! Solche Papageien sind sehr wertvoll, beteuert er, und dabei nimmt kein leeres, dummes Gesicht einen sehr bedeutungsvollen und fast gelehrten Ausdruck an. Der Tatkräftige ist wegen des Einwandes unwillig, er erwartet offenbar von mir für den gefangenen Sittich irgendwelche abenteuerliche Belohnung. Er schwingt sich aufs Fensterbrett, lehnt sich weit vor, ohne sich anzuhalten. Ich erstarre. „Nur keine Angst! Ich bin Fensterputzer!“ Die Beute unten werden still, erschauern, es ist ein erschreckender Augenblick. Sicherlich, es gibt ja unendlich viel Heldentum und Lobesverachtung, ohne daß jemand ahnt, bewundert, erschauert. Und dies hier geschieht höchst frevelhaft, um einen kleinen, armen Vogel, der niemandem etwas zuleide getan hat, in die verhasste Knechtschaft zu zwingen, der er für einen Augenblick entkam. Alle wollen, daß er wieder in seinem Käfig sei; dieser Mann auf dem Fensterbrett wagt sein Leben für den Käfig, der auf den Sittich wartet, und die große Menge da unten, sie ist solidarisch mit dem Käfig. Und langsam greift der Mann, vornübergebeugt, frei auf der Zehenspitze über dem Abgrund schwebend, nach dem bekümmerten kleinen Vogel. Ich schließe die Augen, weiß nicht, ob sich hier ein Vogel- oder ein Menschenschicksal entscheidet. Erst das ungeheure Gelächter da unten weckt mich. „Begibt er!“ ruft ganz lustig der Fensterputzer und springt wieder ins Zimmer. „So ein Mistvieh! Wenn er nur eine Sekunde noch gewartet hätte! Jetzt holt ihn keiner!“

Der Mann ist gar nicht böse darüber, nicht über das Gelächter, nicht über seine enttäuschte Hoffnung. Nein, er strahlt noch von der Bewegung dieser Augenblicke, von dem Erlebnis, das ihm da mitten in den Alltag slog und entwand. So fühlen wohl auch die Menschen da unten, die sich nun verlaufen. Es war eine Auffrischung für sie, eine kleine willkommene Anspannung ihrer müden Nerven, und nun ist es vorbei, das Leben hat sie wieder, ihr großer Käfig, dem sie für einige Gedankenlängen, für ein paar Minuten Gassen entwichen waren. Ganz unvermittelt wird die Straße wieder gleichgültig, gefangeweist und nüchtern.

Unterdes suche ich mit den Augen den Sittich. Aber er ist verschwunden in der weißen feindlichen Welt und stirbt irgendwo einsam, so einsam im Grauen, ein Opfer seiner Bunttheit.

Es gibt so viel Glänzendes und Farbiges, das geheht wird und verdirbt, damit die Grauen ihre matten Augen defektieren können.

Mich fröstelt; ach — ja, die Fenster sind noch aufgerissen. Es ist so kalt — nicht wahr, kleiner, grüner Sittich?

Die Natur gibt alle Güter allen Menschen gemeinsam, denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuß für alle gemeinschaftlich sei. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt, und es ist nur ungerechte Annahmung, die das Kapital erzeugte.

Bischof Ambrosius (gest. 397 n. Chr.).

Ein Revolutionsprophet.

Von Karl Bleibtreu.

Nach Napoleons blutrotem Koffergestirn zog Lord Byrons Genius wie ein Komet mit langem Feuerschweif dahin. Sein „Don Juan“ fängt als erdumspannendes Gewebe einer göttlichen Komödie das moderne Zeitalter auf, nur durch dünne Sumpfschicht vor Einsturz bewahrt und im Lavageröll wissenschaftlich nach Wärmern suchend, während unterirdisches Grollen ins Hohlgeschlächter des Dichters hineindröhnt. Sein Rolandshorn verkündet: „Revolution allein kann von der Höllensäule uns befreien“. Sein „Harold“ hatte feierlich versprochen: „Vergebung sei mein Fluch!“, doch jetzt handelte es sich gerade um Vergeltung! Geflucht soll werden, „bis die Steine schreien“, alle heiligsten Güter müssen ihm vor die Klinge, er speit ihnen göttliche Grobheiten ins Gesicht, haut allen Dunkelmännern mit der Peiler über den Schädel oder schießt vergiftete Pfeile in alle schnappenden Drachenhäuler. Am Schluß lacht der Lord seine eigene Feindlichkeit aus, das hochadlige Hausegepenst seines Stammschlusses, wohn er erst als Leiche zurückerkehrte.

Diese moderne Odyssee ist nicht nur „grenzenlos genial“ (Goethe), sondern auch unnachahmlich. Pushtin und Muffet als gelegentliche Nachahmer gleichen Kindern, die mit der Keule des Herkules spielen, denn nur die übergroße Persönlichkeit vermochte sie zu schwingen. Hier bewegt sich Byron selber vor uns zugleich als Akteur und Regisseur, fliegt mit uns erklärend über die Erde, wie sein Lucifer im „Mysterium“, nicht wie Velasquez „hinsender Teufel“, denn durch alle Mephisto-Berührung bricht wieder der faustische Drang in hellen Flammen aus. Dieser nordische Wiking, berauscht aus Odins goldenem Mehlhorn, kreuzt von Küste zu Küste mit seiner Walkürenbrut Wahrheit. Was ihm begegnet, wird geentert und in den Grund gehohlet. Nach Seeförungsbrauch verbrennt er sich selber mit seinem Drachenhorn im Feuerwerk sportlustig verwegenen Wihes, doch bis zuletzt hält er die Kriegsfahne mit Berfaterkraft empor, die Driflamme brennt weiter ihm zu Häupten: hehre Begeisterung für Befreiung der Menschheit. Die herkulische Mustulatur behenden Ungestüms ist reiner Kraftüberschuss. Hier tauchen alle menschlichen Regungen auf wie Blüten im spiegelklaren Riesenschluch, breit wie der Amazonasstrom an seiner Mündung, so daß man das Meer selber zu erblicken glaubt. Uebersprudelnde Auschwelung des Genius wühlt alle Schreckenstände des Daseins auf, entblößt sich anstößig mit Hartkeimpfählen, segar die Handwerksschnitte poetischer Maschinen ausplaudernd, doch unter tausendfachen Blitzen der Ironie rollt ein Revolutionsdonner über Europa hin.

Scheinbar improvisatorisch ziellos, verfolgt er planvoll das Ziel, ein Jahrhundert der Reaktion geistig zu überwinden. Er ganz allein stand aufrecht gegen die „Affen der Dreieinigkeit“, die heilige Alliance der russischen Knute, des preussischen Korporalstocks, der Habsburger Wetterrichtigkeit. Das durfte ihm nicht vergessen werden. Nur wer jenes Zeitalter historisch studierte, weiß, was er seinen Zeitgenossen war. Der Europamüdigkeit nach napoleonischer Kraftüberpannung, wie sie heut nach dem Weltkrieg wieder auf dem Untergang des Abendlandes lastet, würde seine Verzweiflungslage nur als Sprachrohr gedient haben, aber gerade er wollte aufrütteln aus stumpfer Misere, anspornen zu neuem Tatwillen. Sein Enttäuschungspessimismus wehte überall auf Erden den Freiheitstempel! Selbst bei pathologischen Trübsalbläsern wie Benau und Leopoldi mündet sein Weltkummer in politisch-revolutionäre. Petöfi, als Sänger der ungarischen Revolution, Pushtin und Vermontoff in Rußland, in Frankreich die George Sand und die Staël (diese eine Freundin des großen Mannes) und vor allem Heinrich Heine traten sein Erbe an.

Innere Einheit herrscht in diesem Schaffen seit Anbeginn, er brauchte keine Belehrung wie Victor Hugo vom Romatismus zum Jakobinismus. Schon seine Jungfernerede im Oberhaus galt den notleidenden streifenden Webern seiner Provinz Nottingham. Kein Sozialdemokrat dürfte sich solcher Entschlossenheit schämen: Mit einem Beinhalt der Summe, die man für Imperialismus vergeude, könne man die soziale Not lindern. Seine zweite Rede verfocht die erst 20 Jahre später durchgeführte Emanzipation der Katholiken und Juden, frei von jeder Zweideutigkeit. Ein Beer von uraltem Adel als Roter — weh! unerhörtes Schauspiel! Tat man nicht alles, ihn für die Rasse einzufangen, schmeichelte nicht der elende Prinzregent dem Jüngling? Der Unbankbare quittierte mit zwei fürchterlichen Majestätsbeleidigungsgedichten.

Schon die Helden seiner Jugenddichtungen, die Korsaren und Renegaten, stehen im Kampf mit der Gesellschaft, Lara und Marino Fallieri ringen wie er gegen die eigene Weiskaste, und endlich empören sich seine Magier, Titanen, gefallenen Engel gegen allen Kirchenwahn der „besten aller Welten“. Um den unermesslichen Abstand dieses Genius von allen minderen Poeten zu überschauen, braucht man Lamartines „Fall eines Engels“ oder Moores „Liebschaften der Engi“ mit dem gigantischen Einflutgemälde „Himmel und Erde“ zu vergleichen, wo die Söhne des Himmels sich für die Töchter der Erde gegen Jehova empören. Niemand hat begeisterter diese Mysterien bewundert als Goethe, und Schopenhauer wühlte für seine Philosophie keinen mächtigeren Kronzeugen anzusühnen als „Byrons unsterbliches Meisterwerk Raim“. Wie seit Giordani Brunos heliozentrischem Universaleffekt, wo zum erstenmal die Unendlichkeit über der kleinen Erde aufging, war eine Seele so „berauscht von Ewigkeit wie die des Raim-Byron beim Flug durch den unermesslichen Raum, wo der Lucifer-Lichtbringer des Denkens und Fortschritts ihm zugleich Naturwissenschaft und Metaphysik in lebendige Anschaulichkeit umfleh!

Das Maschinenzeitalter des Kapitalismus warf ihn zum alten Eisen, ihn, von dem Goethe zu Edermann sagte: „Man nehme das Negative fort, und er wäre so groß wie Shakespeare.“ Erst 53 Jahre nach seinem Tode durfte Disraeli das Denkmal in London durchsetzen, nachdem elende Pufferei ihm das gebührende Grab in der Westminsterabtei verweigert. Doch der Marmor seiner Poesie, heute verschüttet und beschmutzt, wird ewig leuchten.

Der grüne Jäger.

Von Ernst Schermer.

Am einem wunderschönen Malabend — es war an einem Sommerabend — standen wir an einem kleinen zuwachsenden Lümpel, der von Knick ziemlich eingeschlossen war und ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Drüben in dem Weißdorn ließ der rot-rückige Bürger seine munteren Weisen hören. Der Diatopf trillerte und pfiff sich wieder allerlei zusammen. Bald glaubte man eine Drossel, bald eine Grasmücke, dann wieder das Lied eines anderen Sängers zu hören. Hinten im Knick setzte das Rotkehlchen ein feierlich klang sein Lied in den Abend hinaus. Was vermag so ein kleiner Sänger nicht alles in seine Strophen zu legen!

Da schlug die erste Turmuhr in der Stadt acht. Wie aus weiter Ferne klang es leise herüber. Die nächste setzte ein, und dann trug der Wind die Klänge der Glocken weit über das Land, das in der Blüte des Maies, von der prächtig untergehenden Sonne beleuchtet, dasag. Der Sonntag wurde eingeläutet. Ergreifen lauschten wir. Rings umher setzten Vogelstimmen ein. Sie grüßten noch einmal die scheidende Sonne.

Plötzlich erklang eine kräftige Stimme aus dem Lümpel und gleich darauf ein starker Chor. Die Laubfrösche waren wieder da. Wie in jedem Jahre hatten sie ihr Laichgebiet, den Lümpel, wieder aufgesucht. Vorsichtig näherten wir uns dem Rande. Einen Augenblick verstummte der Lärm. Aber noch klangen die Glocken. Und das ließ den Fröschen keine Ruhe. Sie konnten es doch auch. Da waren sie wieder. Und in ihrem Lärm gingen die Stimmen aller anderen Sänger unter. Es hielt nicht schwer, hier und da einen der Schreier zu beobachten. Im seichten Wasser und auf Schwimmblättern der Wasserpflanzen saßen sie. Wie sie ihre Schallbläschen aufblähten! Sie waren leicht zu fassen. Aber wir wollten auch gerne ein paar Weibchen mitnehmen, um sie zu züchten. Das Suchen war vergeblich. Auch der Kächer förderte nur immer wieder Männchen zutage. Wir waren aber zu früh gekommen. Die holde Weiblichkeit hatte scheinbar noch keine Zeit zum Laichen. Das war nichts Außergewöhnliches, da die weiblichen Laubfrösche gewöhnlich etwa acht Tage später das Wasser aufsuchen.

Doch es ward Zeit, an den Heimweg zu denken. Marz und Moriz, unsere beiden Bläser, waren gut verpackt. Auf dem Nachhauseweg hörten wir noch ein paar Laubfroschlärchen. Auch Frau Nachtigall gab noch ein ergreifendes Ständchen. —

Das Los von 99 Prozent aller gefangenen Laubfrösche ist wenig beneidenswert. Die allermeisten sitzen in einem engen, gar zu engen Kasten oder Einmacheglas und schauen nach Fliegen aus, die sich — draußen bewegen. Ein gesunder Laubfrosch braucht viel Futter und Bewegung. Beides wird ihm gewöhnlich vorenthalten. Dafür verlangt man aber von solchen Tieren ohne Vorbildung die Kenntnisse eines Professors der Wetterkunde. Der grüne Jäger soll nicht nur im Voraus wissen, daß das Wetter sich ändert, sondern auch dementsprechend seinen Sitz oben oder unten auf der Leiter einnehmen oder noch besser, mit lauter Stimme den Wetterwechsel ansagen. Und die Menschen glauben dann wiederum ohne Vorbildung die Froschsprache zu verstehen. Und daher mag es kommen, daß sich beide Teile nicht verstehen, die Menschen die Frösche nicht und umgekehrt erst recht nicht. Die Grünen haben nämlich trotz vielen Nachdenkens immer noch nicht herausgebracht, warum sie eingesperrt werden und sind selber davon überzeugt, daß sie von der Wettervorhersage noch weniger wissen als die klugen Menschen. —

Meine beiden Freunde kamen nicht in ein Glendhäuschen, sondern in ein Freilandterrarium von anderthalb Quadratmeter Größe. In der Mitte lag ein kleiner Lümpel mit Wasserpflanzen, und an Kleitergelegenheit fehlte es auch nicht. Futter gab es in Fülle. Einmal lockten die Pflanzen und Blumen Käferlarven und Fleischfresser. Am ersten Tage verhielten sich die Gäste still. Am zweiten begann der Spektakel. Ich kam abends etwas später nach Hause. Es mochte gegen neun Uhr sein. Schon von Ferne hörte ich das Froschlärchen, ohne an meine Tiere zu denken. Erst vor dem Hause merkte ich, was los war. „Ach der Schred!“ Das hätte ich nicht für möglich gehalten, daß meine Laubfrösche solchen Höllenlärm aufzuführen könnten. Ich versuchte sie zu beruhigen, was mir durch energische Zusprache auch gelang. Als ich jedoch eben im Bett lag, ging der Lärm wieder los. Wie lange er dauerte, kann ich nicht sagen. Ich war trotz alledem eingeschlafen.

Am nächsten Mittag wurde ich herausgerufen, ein Schutzherrmann wuschte mich zu sprechen. Das war an sich immer unangenehm. Ich ließ die letzte Zeit in Blüheschnelle vorübergleiten, ich wußte wirklich nicht, daß ich irgend etwas Straßbares verbrochen hätte. Ich trat gefaßt vor den Vertreter der Ordnung. — „Haben Sie irgendein Tier in Ihrem Garten, das sehr lärm?“ war die Frage. Ich antwortete: „Wollen Sie bitte einmal mitkommen und selber nachsehen. Ich halte zur Zeit keine gefiederten Sängler!“ — Er kam mit und „ah — nichts!“ — Ich fragte ihn darauf sehr höflich, weshalb und auf wessen Veranlassung er gekommen wäre. Darauf erfuhr ich, daß aus

Der Nachbarschaft heute morgen eine Klage über nächtliche Ruhe-
störung eingegangen wäre. Im Garten an der Ecke sollte der Un-
ruhestifter gewesen sein. Ich beruhigte den Mann der Ordnung.
Er ging nach Hause und ich an mein Freilandterrarium, aber ich
sah nur noch einen Burschen, der andere war heil!

Mein grüner Jäger wanderte nun ins Zimmer und fand in
einem großen feuchten Terrarium Unterkunft. Wer beschreibt aber
meine Freude, als ich abends den Ausreißer in einem Nachbargarten
hören hörte! Es fehlte nur noch, daß er den Angeber aufgesucht
hätte. —

Der Laubfrosch zeigte bald, daß die neue Wohnung seine gute
Laune nicht beeinflusste. Sehr drollig war es, daß er durch Geräusche
oder Töne des Klaviers angeregt wurde, mitzumachen. Er schien
dann um alles in der Welt der Lauteste bleiben zu wollen, und das
gelang ihm meistens, da er ein schöner ausgewachsener Bursche war.
Als ich eine Frau für ihn gefunden hatte und für die Fortpflanzung
gründlich geforgt war, wurde das „Ehepaar“ abgebaut. Ich konnte
mit dem besten Willen seinen Nachschußschlag auf die Dauer nicht
vertragen. Hoffentlich war beiden noch ein langes Leben in Freiheit
beschieden.

Aus dem Laich entwickelten sich allerliebste, zunächst 7 bis 8 Milli-
meter lange Larven, die durch ihre gelbe Färbung von anderen Kaul-
quappen leicht zu unterscheiden waren. Als die Tierchen größer wur-
den, wurden sie grün und erhielten einen pikanten Goldglanz. Ende
August verließen die kleinen Frösche in hellgrünem Gewande das
Wasser und wanderten auch ins — Freie.

Wenn ich einmal im Frühling in ihre neue Heimat komme und
einen der grünen Jäger treffe, werde ich mich nach ihrem Schicksal
erkundigen.

Eine Wahl in Haiti.

Allerlei Aufregung bringt so eine Wahlbewegung mit sich. Nicht
nur für die Komiteemitglieder und Parteifunktionäre, nein, auch der
biederste Spießbürger nimmt in solcher Zeit mit größter Spannung
die tägliche Zeitung zur Hand und verfolgt eifrig den Gang der
Ereignisse, und gar die Besucher der Wahlversammlungen beteiligen
sich oft recht temperamentvoll durch Zwischenrufe, wenn es nicht
gar im Eifer der Diskussion zu Taktlosigkeiten kommt. Und doch ist
diese ganze Aufregung nur ein bescheidenes Säufeln im Vergleich zu
dem Sturmwind, der bei einer Wahl in Ländern einer heißeren
Sonne die Gemüter erregt. Percy M. Lowe, ein englischer Natur-
forscher, schildert im „Royal Magazine“ eine solche bewusste Wahl-
periode, in die er zufällig gelegentlich einer Reise auf Haiti im
Jahre 1912 hineingeriet. Aber lassen wir ihn selbst erzählen.

Bei unserer Landung in Sanchez hatten wir keine Ahnung von
den bewegten Ereignissen, die uns hier erwarteten. In tiefer
Ruhe lag der kleine Hafen, in dem sich als einziges Schiff ein kleines
amerikanisches Kanonenboot befand. Das Fallen unseres Ankers
weckte ein unheimlich lautes Echo in den Uferwäldern. Auffällig
war aber, daß am ganzen Strande auch nicht ein einziger Mensch zu
sehen war. Nach zwanzig Minuten war es mit dem Rest unserer
Geduld zu Ende. Wir landeten an dem hölzernen Seeufer und
waren in wenigen Minuten am Ufer — und im Besitz der Lösung
des Rätsels. Eilfertig kam ein flintenbewaffnetes Individuum aus
einem Schuppen auf uns zu und fragte kurz und sachlich, ob wir
beabsichtigten, uns fortzusetzen zu lassen! Natürlich versuchten wir
mit allen Mitteln ihn in betreff unserer Absichten zu beruhigen,
wollten aber doch nicht auf die Jagd zurückkehren, ohne wenigstens
in Erfahrung gebracht zu haben, welchen besonderen Umständen wir
den aufmerksamen Empfang zu verdanken hatten. Und nun kam
es heraus: die Stadt war belagert, ein Angriff glücklicherweise
abgeschlagen, aber ein zweiter in unmittelbarer Nähe Gegenstand des Streites
war die bevorstehende Präsidentenwahl, in betreff deren der Führer
der angreifenden Heeresmacht, Morelos, anderer Meinung war wie
die Einwohner der guten Stadt Sanchez. Beim ersten Angriff waren
die Belagerer in die Stadt eingedrungen, hatten wild nach allen
Seiten geschossen und verschiedene Einwohner getötet; vierundzwanzig
lagen verwundet im Hospital. Die Gefährten des Wächters er-
warteten jetzt in den schnell hergestellten Laufgräben den zweiten
Angriff, und bald würde auch der Strand vor Kugeln nicht sicher
sein. Während wir so noch mit dem Posten verhandelten, näherte
sich mit höflichem Gruß ein amerikanischer Schiffskapitän, der,
wie er sagte, mit einem kleinen Kommando das Zollgebäude, „das
einzige Wertvolle in der ganzen Stadt“, schützen sollte. Als Arzt
fragte ich ihn ob meine Hilfe benötigt würde. Der Leutnant er-
widerte, der Stadtrat im Verein mit dem amerikanischen Schiffs-
arzt würden wohl allein fertig, erbot sich aber, mich nach dem
Hospital zu führen. Auf dem Wege konnte ich bemerken, daß manche
Häuser geradezu gespickt waren mit Kugeln; unangenehm für die
Einassen, da die Wände alle nur aus Holz oder aus Wellblech be-
stehen. In Ansehung des zu erwartenden neuen Angriffes sah ich
mich nicht ohne lebhaftes Interesse nach einer etwa vorhandenen
soliden Steinmauer um, leider ohne Erfolg. Bald trafen wir einen
Bodenbesitzer, der uns mit erschüttertem Stolz die vielen Kugellöcher
in seinem Hause und keinem anderen Sicherheitsplatz unter dem
Bodenbelag zeigte. Nicht lange, so begegneten wir auch dem Leiter
der Eisenbahnstation, einem lustigen Schotten, der bei den Ein-
wohnern in großer Achtung stand. Nach seinem Bericht war der
Angriff ganz unerwartet gekommen, und er selbst hatte in höchst
unemühtiger Weise von den Eisenbahneisenbahnen aus über einen
großen offenen Platz hinaus flüchten müssen. Aber es war charakte-
ristisch für die ganzen dortigen Verhältnisse, daß die Kämpfenden

dem flüchtenden „Neutralen“ vergnügt zugerufen hatten, sich nicht so
zu beeilen, sie würden sich schon in acht nehmen, daß er nicht ge-
troffen würde.

Im Hospital fand ich alles in bester Ordnung, die Verwundeten
sahen zum Teil recht lässig aus, da die Leute bei ihren Gezeiten
manche vorfindstuliche Stinte und die merkwürdigsten Geschosse
benutzen. Trotzdem einige bereits im Sterben lagen, herrschte im
Hospital ein beglücktes, fast fröhliches Leben, da ständig Leute aus
der Stadt kamen, ihre Freunde zu besuchen, mit ihnen zu schwätzen
und zu rauchen. Einer war dabei, der am Morgen noch mit zwei
Beinen aufgestanden war, und jetzt mit nur noch einem anschei-
nend ganz vergnügt, die Zigarette im Munde, im Bette lag, und
all diese pathetischen Ereignisse um nichts anderes als eine Wahl,
bei der wir bei uns zu Hause uns beeilen, im Vorbeigehen einen
Wahlzettel abzugeben. Hier tritt an die Stelle des Jereis
die Kugel, ein eigenartiges System der Ballotierung. Aber auch
sonst ist manches anders hier als bei uns; wo wir im Wahlkampf
um Prinzipien fechten, geht es hier um einen Namen. Ist einer
mächtig genug, dem Gemein eine große Anzahl Anhänger abzu-
schleichen, so wird er Präsident, andernfalls wird er selbst erschossen,
wenn er nicht rechtzeitig aus dem Lande flieht. Wen von den
beiden Bewerbern dies trifft, macht für das Land keinen nennens-
werten Unterschied, einer „regiert“ wie der andere. Für die Wähler
ist eigentlich nur die eine Erwägung interessant, daß man in solchen
Wahlzeiten am Morgen vergnügt aufsteht und des abends still im
Sarge liegen kann, selbst wenn man sich aus Gleichgültigkeit an
dem ganzen Rummel nicht beteiligen möchte.

Nachzeitig vor Beginn des neuen Gefechts gelangten wir wieder
an Bord unserer Jacht und konnten von da aus ungestört den Gang
der Dinge verfolgen. Uebrigens waren beide Parteien jetzt in guter
Dedung und machten mehr Lärm als Schaben. Bis etwa eine
Stunde nach Sonnenuntergang dauerte das Feuergefecht, zu einem
Angriff auf die Stadt kam es indessen heute nicht mehr, sehr zum
Mißvergnügen unserer Mannschaft, die sich auf den Spektakel gefreut
hätte. Ein ganz anderes Gesicht schen die Sache am Morgen zu
gewinnen. Ein Kanonenboot der Partei Morelos war im Hafen
erschienen und begann sofortlich Mannschaften an Land zu setzen.
Ein Bombardement der Stadt mit den Schiffsgeschützen hätten die Ameri-
kaner wohl nicht geduldet. Als ich selbst vormittags in die Stadt
ging, fand ich indessen die Posten zum Teil friedlich schlafend, und
niemand hielt mich an. Der Doktor stielte die Wände seines Hauses
und sprach von den Kugellöchern etwa so wie wir von schadhafte
Stellen im Dach, die den Regen durchlassen. Er hatte schon so viele
Revolutionen, Wahlen und sonstige Staatsereignisse mitgemacht,
daß er davor nicht höher einschätzte, als der Durchschnittsuro-
päer ein Gewitter. Auch erzählte er, daß unter den Angreifern
selbst Einwohner der Stadt wären, die oft seit den anderen Partei
ständen. Nach der Wahl würden sie wieder unbekümmert wie zuvor
in ihren Häusern leben. Im Hospital fand ich ein paar Karten-
spieler am Bette eines Verwundeten, der zwar infolge seines ver-
letzten Armes nicht selbst mitspielen konnte, aber mit stichlichem
Vergnügen dem Gange des Spiels seiner Freunde folgte. Unmittel-
bar daneben lag ein Loter mit zwei Kerzen zu Häupten des Bettes.
Auf dem Rückwege stieß ich auf eine Schaar Kämpfer, ausgerüstet
mit Flinten, Säbeln und Büchsen. Mein Vorhaben, so zu
photographieren, fand sonderlich freudige Zustimmung, und sie stellten
sich veranlagt in kriegerische Postur. Dabei bemerkte ich zu meinem
Mißvergnügen, daß die Flinten sich nach vorn, d. h. also auf
mich richteten, was mir bedenklich schien. Mit der Superiorität des
weißen Mannes über den schwarzen ist es eine eideckte Sache, be-
sonders in einer Regerevolubel. Ich bat also höflichst um Verände-
rung der Haltung, worauf sie lustig lachend einwilligten. Ihrer Bitte
um Ueberlassung von Abzügen des Bildes konnte ich leider nachher
nicht nachkommen, da wir Sanchez verlassen. Wie ich später hörte,
wurde Morelos zwei Tage später noch einmal zurückgeschlagen und
zog dann vor Puerto Plata, das er auch einnahm. Damit war
der Wahlkampf entschieden.

Bekenntnis

Dies ist das Große,
was die neue Lehre verkündet:

daß sie den Menschen hinstellt
als Arbeiter auf Erden,
so auch den Arbeiter hinstellt
als Menschen auf Erden,
was er bis heute noch nie gewesen war;

daß sie den Menschen hinstellt
in den Weltraum und auf Erden:
die Arbeit hinter ihm,
die Gleichheit unter ihm,
die Liebe zu seiner Linken,
die Gerechtigkeit zu seiner Rechten,
die Wahrheit vor ihm
und die Freiheit über ihm,
aber die Schönheit in ihm!

Jacob n.

Aus der „Entwicklungsgeschichte“ der Hose. Schon im vierten Jahrhundert waren unter der erbärmlichen Regierung der oströmischen Kaiser Arcadius und Honorius die gotischen Hosen — „braccæ“ genannt — so sehr in „Mode“ gekommen, daß die Regierung daran Anstoß nahm. Man sah in dieser Mode eine unschickliche Hinneigung zu den „Barbaren“ und deren Unabhängigkeitsbestrebungen und verbot daher den Römern das Tragen der „Braccæ“. Die Braccarii, die Hosenmacher, jagte man aus dem Lande. Die Venetianer, der Stamm, der sich am engsten den Sitten des nördlichen Europas angeschlossen, behielten jedoch die „barbarischen Beinkleider“, da sie sich für die Tätigkeit der Matrosen und Soldaten vorzüglich eigneten. Da damals bei den Söhnen der Lagune der am häufigsten vorkommende Taufname Plania Beone war, griffen die übrigen Italiener diesen Namen als Spitznamen auf und nannten die Träger der Hosen die über das Knie reichenden, „Plania Beone“, woraus für das Kleidungsstück selbst die Bezeichnung „Pantalon“ entstand. Durch die Schauspielgruppen italienischer Herkunft wurden die Pantalons dann weiter verbreitet.

Amerikanische Negerwanderungen. Die Abwanderung der Neger in den Vereinigten Staaten aus dem Süden nach dem Norden nimmt immer größere Dimensionen an und beunruhigt die Baumröspflanzler, die damit ihre Arbeiter verlieren. Ueber die Ursachen dieser Negerwanderungen wird in den „Sozialistischen Monatsheften“ die Stimme eines Negervolkschullehrers C. F. Coll mitgeteilt, der schreibt: „Allen Propagandaverfassungen, allen von den Negerführern und ihren weißen guten Freunden vergossenen Tränen zum Trotz wandern die Neger zu Tausenden ab. Die weißen Freunde des Negers, die nicht ihre Privatinteressen verfolgen, freuen sich, daß er seinen Verstand gebraucht und versucht, seine eigene und die Lage seiner Familie zu verbessern. Der Neger hat in Florida seit seiner Entlassung ständig heilbenmütig gerungen, um ein Mensch und ein Bürger zu werden, aber heute sind seine Aussichten auf billige Behandlung schlechter denn je seit dem Bürgerkrieg. Was ist die Ursache dieser Verhältnisse? Nichts als Vorurteil und Rassenhaß. Der Neger spart Eigentum zusammen, damit es ihm verbrannt wird, wenn seine weißen Freunde ihm böse werden oder damit er es verlassen muß, wenn sie finden, sie können ihn daraus fortpflügen. Wir haben die Zunahme der Reizung, den Neger zu unterdrücken und jedes Recht zu berauben, seit Jahren beobachtet, aber die Welle des Hasses erreichte so ziemlich ihren Höhepunkt gegen Ende des Weltkriegs, als unsere südlichen Freunde Neger in der Uniform des Vaterlandes sehen mußten.“ Der Neger verläßt daher die Südstaaten, wo er ausgebeutet und mißhandelt wird, und wendet sich nach den Nordstaaten, wo er für seine Arbeit anständigen Lohn erhält und wo man seine Rechte nicht mit Füßen tritt. Coll schildert die Verhältnisse, unter denen er selbst gearbeitet hat. In seinem Bohnort brannte die Negerknecht vier Jahre nieder. Die Versicherungssumme aber nahmen die Weißen für den Betrieb ihrer Schulen. Dazu kommt die Unzahl von Lynchfällen, kommen die Übergriffe des Ku-Klux-Klan, so daß die Auswanderung für den Neger die einzige Rettung ist. Die Südstaaten aber werden allmählich mehr und mehr erkennen, wie sehr sie sich selbst durch ihr unmenschliches Verhalten geschadet haben.

Naturwissenschaft

Die Festigkeit des Spinnwebes. Die aus Wunderbare grenzende Widerstandsfähigkeit der haarfeinen, seidenweichen Fäden der Spinnweben wird dadurch bewiesen, daß diese Fäden neben der Spinne selbst zwei bis drei ihrer Opfer tragen können, und daß ihnen auch die stärksten Windstöße nichts anhaben vermögen. Ja, der Fall ist nicht selten, daß ein Spinnwebchen kleinen Reptilien und zuweilen selbst kleinen Vögeln und Feldmäusen als Gefängnis dient. Merkwürdig insbesondere ist aber die Elastizität dieser Spinnfäden. Nach dieser Richtung hat der Astronom Mitchell interessante Versuche gemacht. Er nahm beispielsweise einen der feinsten Fäden, den er als Vermittlungsglied zwischen einem Pendel und einem elektrischen Strom verwandte. Der Faden trug ein Bündel Metallfäden, die er in einer Minute in die Höhe hob, um sie dann in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß wieder fallenzulassen. Obgleich dieser mikroskopisch feine Faden drei Jahre hintereinander diese Tätigkeit ausübte, war auch nicht die geringste Veränderung an ihm wahrzunehmen.

Im Kampf mit Stachelrochen. Der Engländer F. A. Mitchell Hedges, der die Jagd seltsamer Seeungeheuer in den Meerestiefen zu seinem Lieblingsport erkoren und bereits ein dickes Buch über seine Erlebnisse mit Meeresungeheuern geschrieben hat, befindet sich auf einer neuen Expedition, auf der er mit den Bewohnern der Tiefen in den Gewässern des Westindischen Archipels nähere Bekanntschaft machen will. In seinem ersten Bericht, der vom „Schwarzen Fluß“ auf Jamaika datiert ist, erzählt er von seinen Kämpfen mit Stachelrochen. Es sind dies „Fische mit piefchenartigen Schwänzen, die mit furchtbaren, zwölf Zoll langen Dolchen bewehrt sind“. Es gelang ihm bei seiner ersten Fahrt auf dem Schwarzen Fluß, zwei solche Stachelrochen zu fangen, die 215 und 220 Pfund wogen, und außerdem noch zwei Leoparden- oder Pelikan-Rochen, von denen jeder 100 Pfund schwer war. „Ich muß bekennen“, schreibt er, „daß das Fangen von Stachelrochen mir immer eine Gänsehaut verursacht. Es ist durchaus kein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß

die kleinste Berührung des Körpers mit dem in der Luft hin und her peitschenden Dolch des Schwanzes einen sicheren und furchtbaren Tod verursacht. Die beiden großen Reize, die wir mitnahmen, leisteten gute Dienste, so daß wir die Fische glücklich an Land trachten; sie wurden dann photographiert, und von den beiden seltenen Leoparden-Rochen, die ein vogelähnliches Aussehen haben, wurden noch Aquarellzeichnungen gemacht, die ihre Färbung festhielten. Leider machten wir die Erfahrung, daß die kleineren Dolche an den Schwänzen der Pelikanrochen ebenfalls außerordentlich giftig sind. Am Tage nach dem Fang, als die toten Fischkörper zum Trocknen aufgehängt waren, kratzte sich mein Begleiter Griffiths aus Unvorsichtigkeit den einen Finger an der scharfen Spitze des Schwanzdolches. Sofort wurde der ganze Arm von einem furchtbaren Krampf befallen. Glücklicherweise gibt es einen Arzt am Schwarzen Fluß, der sofort das Messer anwendete. Das Blut, das bei dem Schnitt herausquoll, war vollkommen schwarz, aber der Arm wurde gerettet. Dieses Erlebnis bestätigte mir den Veracht, daß das Gift in den Schwanzenden des Stachel- und des Pelikanrochen auch noch nach dem Tod der Tiere seine furchtbare Wirkung behält.

Urgeschichte

Die Entstehung der Familie und der Totemismus. Das vielgebrauchte und mißbrauchte Wort „Totem“ ist in einigen Sprachen primitiver Völker ein Deckwort für den wissenschaftlichen Begriff einer Sippe oder eines Stammes. Das beruht auf einer eigenartigen Gesellschaftseinteilung, wie sie z. B. bei den Trokesen im Staate New York besteht: es gibt viele solche Gruppen nebeneinander, Bär, Wolf, Biber, Schildkröte sind das Zeichen der einen, Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke sind die der anderen Bibergruppe, und die Führer dieser beiden Gruppen, Bär und Hirsch, teilten das Volk in zwei Klassen. Von diesem Grundgesetz, das im Ostteil der Vereinigten Staaten und im Nordwesten Kanadas gilt, geht Augustin Krämer in einer Abhandlung der neuen „Zeitschrift für Ethnologie“ aus, in der er die Entstehung der Familie vom totemistischen Standpunkt beleuchtet. Er findet nämlich die gleiche Einrichtung der zwei Klassen in dem weit ursprünglicheren Australien. Diese Einrichtung, die Grundform der ursprünglichen Gesellschaftseinteilung, hat das Grundgesetz, daß der Mann einer Klasse nur eine Frau aus der anderen heiraten darf. Das Verhältnis des Menschen zu seinem Totem ist dann das, daß er in irgendeiner magischen oder verwandtschaftlichen Verbindung mit ihm steht, daß er das Tier verehrt, daß er es nicht töten und nicht essen darf und daß es ihm nützt. Es haben nicht allein die zwei Klassen, z. B. bei den Malaien, jede ihr Totem, sondern auch jede Gruppe hat mindestens ein solches, kann aber viele haben. Die Totem der Klassen sind meist in der Sage wichtige, oft unschädliche Tiere, am häufigsten Vögel, meist Krähe und Adler, und sind im Grunde nur Wappentiere. Die Totem der Gruppen aber sind unentbehrlich, heilig, Tabu, werden verehrt, ja, erhalten Opfer, sind häufig gefährliche Tiere, fügen aber den Gruppenangehörigen keinen Schaden zu, wohl aber denen Feinden. Krämer hat das auf Neu-Mecklenburg bei noch unberührten wilden Stämmen gefunden. Auf dieser langen Insel sind in der Mitte die Eingeborenen scharf in zwei Klassen geteilt, „Malam“ nach dem weisbauchigen Seeadler und „Ranggam“ nach dem weisköpfigen Fischadler genannt. Jede Klasse hat eine Reihe von Gruppen, deren verehrtes Tier z. B. Haifisch, Krokodil, Schlange sind. Nun hatten Malam und Ranggam eine Tochter, die Krähe, denn sie sind verschiedenen Geschlechtes, und alle Vögel stammen von den beiden Adlern ab, aber nicht wie Menschen. Diese haben den Urpater, den Papa der Polynesier, und eine Pflanze als Eltern, von ihnen stammen die Unholde, die die Ahnen der Menschen sind. Zwei Götter gab es aber auch in ältester Zeit, „Moroo“ und „Sigeraum“, die in Sonne und Mond verkörpert sind. Sie hatten zwei Frauen und stritten sich oft über sie, da sie sie manchmal verwechselten. Deshalb schuf Sonne für die Frauen ein Klassenzeichen: für seine eigene den männlichen Malam, für die des Mondes den weiblichen Ranggam. Von hier aus läßt sich leicht die Verbindung zu ähnlichen Vorstellungen der alten Semiten ziehen, z. B. für die Kinder der Eva: Kain als Adelsmann ist in völlerständlicher Durchdringung die weibliche fruchtbare Sonne, die den männlichen Mond besetzt und der Erde das Leben gab, nachdem Gott die festen Säulen des Weltalls, das Männliche und Weibliche in Gestalt von Adam und Eva geschaffen hatte; der Schächer Abel deutet auf den Mond hin. Auf Neu-Mecklenburg muß noch heute jedes Ehepaar streng aus der Malam- und Ranggam-Klasse sich zusammenfügen, da sonst ein Vater seine Tochter heiraten könnte.

Technik

Geiser als Dampfkessel. Eine neue Form der Ausnützung der „heißen Kohle“ stellt die Verwendung der von den heißen Springquellen aus dem Erdinnern mitgebrachten Wärme zum Betrieb von Dampfmaschinen dar. Im vorigen Jahr ist ein Geiser der in Kalifornien gelegenen großen Geisergruppen für diesen Zweck angebaut worden. Er liefert in den Kessel der Dampfmaschine, mit der er verbunden ist, eine Kraft von 150 PS, die zum Betrieb von Bohrwellen für die Anbohrung eines neuen Geisers dient. Man hofft, aus der ganzen Gruppe genügend Dampf für ein großes Kraftwerk herauszuziehen, das die umliegenden Stellen mit Strom versorgen soll. Die Stromkosten werden sich bedeutend niedriger als bei der Ausnützung gewöhnlicher Wasserkraft stellen.